

«Jeder Mensch, dessen Lebensende naht, fragt sich, was wohl nach dem Tod kommt»

Mary-Claude Lottenbach ist Pfarrei- und Spitalseelsorgerin in Schwyz. Der «Bote» sprach mit ihr über Sterben, Hoffnung und Begleitung.

Mit Mary-Claude Lottenbach sprach Franz Steinegger

Was für eine Bedeutung hat der Karfreitag für Sie?

Der Karfreitag ist sehr wichtig für mich. In meiner Arbeit als Spitalseelsorgerin sehe ich viel Leid. Ich bin dankbar, einen Gott an meiner Seite zu wissen, der die ganze Wirklichkeit unseres Menschseins kennt – auch unsere Schmerzen, unsere Angst, unsere Trauer.

Was bedeutet Ihnen Ostern?

Es wäre tragisch für uns alle, wenn die Geschichte des Heils am Karfreitag ein Ende gefunden hätte. Jesus bleibt nicht im Reich des Todes, Gott lässt ihn auferstehen. Der Tod ist für immer überwunden. Ohne Ostern würde ich das Leid, das ich sehe und selbst erlebe, nicht aushalten. Aber ich weiss, dass Gott alles zu einem guten Ende führt. Ich weiss, dass nicht das Dunkle, nicht das Böse, nicht der Tod das letzte Wort haben, sondern das Licht, das Gute, das Leben.

Hat sich der Auferstehungsglaube verflüchtigt?

Der Glaube ist heute öfters nicht mehr institutionell und dogmatisch. Doch jeder Mensch, dessen Lebensende naht, fragt sich, was wohl nach dem Tod kommt. Ab und zu trifft man auch Leute, die überzeugt sind, dass es nachher nichts mehr gibt. Die meisten jedoch hoffen auf etwas Gutes und Schönes. Das erlebe ich so in meiner Arbeit. Auch bei Leuten, die nach Nahtoderlebnissen von Licht und etwas Schöнем erzählen.

Was entgegenen Sie Menschen, welche die Ostergeschichte ins Märchenland verbannen?

Die Bibel benutzt unzählige Bilder. Eindrücklich beispielsweise ist die Geschichte vom Auszug aus Ägypten oder auch von der Geburt Jesu in Bethlehem. Will man vermeiden, dass die vielen Geschichten, auch die Ostergeschichte, ins Märchenland abdriften, muss man diese Bilder deuten. Es handelt sich um ein Offenbarungsgeschehen, welches die Jüngerinnen und Jünger Jesu erlebt haben und wir in unsere Zeit transportieren müssen.

Nebst Ihrer Arbeit als Pfarreiseelsorgerin sind Sie auch Spitalseelsorgerin. Wie bereiten Sie sich auf die Gespräche mit den Patienten vor?

Pfarrei- und Spitalseelsorgerin

Mary-Claude Lottenbach, Jahrgang 1963, aufgewachsen in Vallorbe VD, ist verheiratet, Mutter von vier Kindern und seit letztem Dezember auch Grossmutter. Sie wohnt mit ihrem Ehemann in Brunnen. Nach Abschluss ihres Theologiestudiums arbeitete sie 2014 bis 2018 als Seelsorgerin in der Pfarrei Schwyz, und seit 2015 ist sie zusätzlich im Spital Schwyz als Spitalseelsorgerin tätig, momentan in einem 40-Prozent-Pensum.

Vier Jahre Seelsorgerin in einem Pflegeheim in Zürich

Seit dem 1. September 2022 ist sie zudem als Pfarreiseelsorgerin (60-Pro-



«Ich weiss, dass nicht das Dunkle, nicht das Böse, nicht der Tod das letzte Wort haben, sondern das Licht, das Gute, das Leben»: Mary-Claude Lottenbach in der Kapelle des Spitals Schwyz.

Bild: Franz Steinegger

Es ist unterschiedlich. Mein Kollege Eugen Koller und ich besuchen Patientinnen und Patienten, die beim Eintritt angekruzt haben, dass die Spitalseelsorge vorbeikommen darf. Manchmal bittet uns auch die Pflege, bei einem Patienten vorbeizuschauen. Wir gehen zu ihnen meist ohne Zusatzinformationen und sind offen für die Begegnung. Ob sich ein tiefes Gespräch über das Leben ergibt oder nur ein oberflächliches, wissen wir im Voraus nicht, und das ist gut so. Der Patient sagt, was er sagen möchte. Wir müssen nicht alles wissen. Ich bin offen, aber nicht neugierig. Der Patient leitet darauf, was er braucht.

Sie machen auch Besuche auf der Palliative Care Station des Spitals, wo unheilbar kranke Menschen betreut werden. Ist da die Situation herausfordernder?

Sie ist anders. Da bin ich Teil des interprofessionellen Teams und gehe jede Woche zum Rapport, wo man viel über

die Patientinnen und Patienten erfährt. Jeder und jede im Team ist um ein bestmögliches Wohlergehen der Patienten bemüht, um ein erträgliches Leben bis zuletzt zu ermöglichen.

Betreuen Sie auch Bewohnerinnen oder Patienten von anderen Religionen?

Ich habe auch schon muslimische Bewohner oder orthodoxe Christen betreut. Wir sind für alle für ein Gespräch da. Wenn ein Muslim einen Iman möchte, organisieren wir diesen für ihn. In Zürich war es sogar einmal ein hinduistischer Priester.

Sind muslimische Bewohner nicht skeptisch bis ablehnend, wenn da eine Vertreterin des christlichen Gottes kommt?

Auch bei Muslimen ist es möglich, über Jesus und das Heil zu sprechen und zuzuhören, wenn jemand fragt: Warum bin ich krank geworden, warum hat Allah das zugelassen? Am Ende des Lebens sind alle Menschen mit den gleichen Fragen konfrontiert.

Sie haben in Zürich und in Schwyz mit pflegebedürftigen Menschen gearbeitet. Gibt es einen Unterschied zwischen Stadt und Land?

Ich bildete mir ein, es gebe einen Unterschied, merkte dann aber, dass sich die Sorgen der Menschen überall ähneln und alle die gleichen Bedürfnisse haben. Der Eintritt ins Pflegeheim ist für viele schwer.

Bewegt Krankheit, vielleicht der Tod vor Augen, etwas mit der Bewohnerin, dem Patienten? Finden die Betroffenen Halt im Glauben?

Ja, der Glaube schenkt meist Halt in Zeiten der Krankheit und im Angesicht des Sterbens. Was einen Menschen im Leben getragen hat, trägt meist auch

beim Sterben. Manchmal aber auch nicht, denn Fragen kommen auf: Was ist das für ein Gott, der das zulässt? Was habe ich Schlechtes getan, dass ich jetzt so leiden muss?

Was antworten Sie?

Es tut gut, darüber zu reden. Im Gespräch suchen wir, was Halt in dieser schweren Zeit gibt. Leider sind ältere

«Ich würde es begrüssen, dass Frauen die Krankensalbung spenden dürfen.»

Menschen oft noch von der Generation, die mit Bildern vom Teufel oder von der Hölle aufgewachsen sind, von einem strafenden Gott. Dann kommen nicht selten grosse Ängste vor dem Sterben auf. Da gilt es, diese Gottesbilder im Gespräch zu erweitern.

Was gibt Ihnen persönlich Halt, mit schwierigen Situationen umzugehen?

Es ist nicht immer einfach, Menschen beizustehen, die schwer leiden, insbesondere wenn es sich um junge Personen handelt, die noch das ganze Leben vor sich gehabt hätten. Nach einem Besuchstag im Spital bin ich oft sehr müde. Ich trage die Personen, die ich besucht habe, im Herzen, bete für sie und übergebe sie Gott. Halt geben mir

mein Glaube und die Verankerung im Leben, in der Ehe und in der Familie.

Gibt es auch Schönes?

Ja, wir lachen viel und erzählen vom Leben. Besonders schön für mich ist die Segnung von Neugeborenen. Leben und Tod liegen oft sehr nahe beieinander, nur zwei Stockwerke entfernt. Wir sind übrigens nicht nur für die Patienten da, sondern begleiten oft die Angehörigen und auch das Personal.

Corona war eine schwierige Zeit. Oft waren Sie die einzige Ansprechperson für Patienten und Bewohnerinnen.

Insbesondere die Zeit von November 2020 bis Februar 2021 war eine Ausnahme-situation für Patientinnen und Patienten, für die Pflegenden und für mich als Seelsorgerin. Viele Patienten hatten Angst und brauchten auch meine Unterstützung. Und es gab viele Todesfälle. Ich hatte das Notfalltelefon rund um die Uhr. Als ich in Zürich war, ging ich am Abend noch ins Spital Schwyz. Wir alle wussten nicht, was noch auf uns zukommt. Diese Zeit möchte ich nicht mehr erleben. Aber wir haben uns alle dreingeschickt und das Beste daraus gemacht.

Werden Sie als Frau anders wahrgenommen als Männer?

Als Frau habe ich im Spital eher Vor- als Nachteile. Wenn die Pflegenden sagen, dass die Seelsorgerin da sei und vorbeikommen könnte, trauen sich die Patienten oft eher, Ja zu sagen, als wenn gesagt wird, dass der Pfarrer kommt.

Warum ist das so?

Vielleicht ist die Hemmschwelle kleiner, vielleicht können wir Frauen uns besser zeigen, öffnen, werden als neutraler empfunden. Ich kann nur mutmassen. Es ist aber gut, dass mit Eugen Koller und mir beide Geschlechter im Spital Schwyz vertreten sind.

Stört es Sie, dass Sie nach katholischem Ritus die Menschen zwar begleiten, aber die Krankensalbung nicht erteilen dürfen?

Ja, natürlich stört mich das. Ich würde es begrüssen, dass Frauen und alle Seelsorgenden die Krankensalbung spenden dürfen, weil es schön ist, einem Menschen, den man begleitet, auch dieses Sakrament als Stärkung in der Zeit der Krankheit spenden zu können.

Rufen Patienten oft nach einem Priester?

Wenn jemand offen ist für eine Segnung, dann segne ich ihn oder sie und bete mit dieser Person. Wenn sie eine Krankensalbung wünscht, hole ich einen Priester. Viele Leute sind heute für eine Segnung offen.

Sie sind eine engagierte Seelsorgerin. Wie kam es dazu? Hatten Sie ein Erweckungserlebnis?

Ich war schon als Kind religiös, ging gerne in die Sonntagsschule. Ich hätte gerne als junge Frau schon Theologie studiert, doch das war mir nicht vergönnt. 2000 begann ich eine Katechettinnenausbildung, und das rief nach mehr. Nach einem Lager in Taizé wurde mir klar, dass ich noch Theologie studieren möchte. Ab 2007 begann ich das Studium, das ich auf sieben Jahre ausdehnte, weil ich noch eine Familie hatte und Teilzeit arbeitete.